

zfsö

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALÖKONOMIE

- Markus Pühringer **3** Im Bannkreis des Geldes
- Helmut de Craigher **12** Geldordnung und Selbstentfremdung –
Das Geld bei Georg W. F. Hegel
- Dirk Löhr **22** „Pay for what you get!“ – Henry George
als Ergänzung zu Silvio Gesell
- Gerhard Senft **34** In Alternativen denken: Franz Oppen-
heimer zum 150. Geburtstag
- Elisabeth Voss **40** Landgrabbing in Deutschland –
Investoren eignen sich landwirtschaftliche
Nutzflächen an
- Johann Walter **44** Eigentum oder Nutzungsrechte? –
Ordnungspolitische Vorschläge zur
Rentenabschöpfung
- Adelheid Biesecker **52** Neue Formen des Wirtschaftens aus
(re)produktionstheoretischer Sicht
- Beate Bockting **60** Paradigmenwechsel im Geldwesen?
Tagung über negative Zinsen – Ein Bericht
- 66** Bücher – Veranstaltungen
- 79** 54. Mündener Gespräche in der
Reinhardswaldschule in Fuldatal

Im Bann des Geldes

Markus Pühringer

1 Einleitung

In der „Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“ zum Tag der Arbeit 1. Mai 1963¹ beschrieb Heinrich Böll einen ärmlich gekleideten Fischer, der in einem Hafen an der Westküste Europas schläft. Er wird durch das Klicken des Fotoapparates eines Touristen geweckt. Der Tourist fragt den Fischer, warum er denn nicht fische, wo doch so ideales Wetter dafür sei. Nach einigem Zögern antwortet der Fischer, dass er heute schon draußen gewesen sei und einen so guten Fang gehabt hätte, dass es für die nächsten Tage noch reiche. Nach einigem Zögern geht mit dem Touristen die Phantasie durch: Wenn der Fischer heute doch noch drei- oder viermal hinausfahren würde, dann würde er viel verdienen. Damit könnte er mittelfristig ein kleines Unternehmen gründen und immer weiter wachsen. Das Unternehmen könnte so groß werden, dass er sogar Fische ins Ausland liefern könne. Und – der Tourist kommt zum Ende seiner Phantasie Reise – dann hätte der Fischer genug verdient, um einfach am Hafen sitzen und sich ruhig entspannen zu können. Darauf entgegnet der Fischer gelassen, am Hafen sitzen und sich entspannen könne er doch jetzt schon. Das mache er ja gerade. Daraufhin versschlägt es dem Touristen die Sprache; nachdenklich und ein wenig neidisch geht er fort.

An dieser kleinen Geschichte können zwei konträre Weltanschauungen deutlich gemacht werden. Der Fischer lebt im „Hier und Jetzt“. Er hat heute genug für seinen Lebensunterhalt getan, ja er hat sogar so viel gefangen, dass er an den nächsten Tagen nichts tun muss. Freilich: Er ist ärmlich gekleidet, er besitzt vermutlich selbst keinen Fotoapparat und er kann sich vermutlich auch keine teuren Touristenausflüge leisten. Aber der Fischer macht einen glücklichen und zufriedenen Eindruck.

Er verfügt über wenig materiellen Reichtum, aber er hat einen großen Luxus an frei verfügbarer Zeit und so auch Zeit für ein Schläfchen am helllichten Tag. Er hat vermutlich viel Zeit für seine FreundInnen, seine Kinder und seine Leidenschaften; ja vermutlich auch genügend Zeit, um mit sich (seinem „inneren Selbst“) in gutem Kontakt zu stehen. Der Fischer steht für den Glauben, dass sich das „gute Leben“ einstellen wird, wenn wir in unserem Leben eine gute Beziehung zu unserem inneren Selbst und zu unseren Mitmenschen aufbauen. Oder um es mit den Worten des deutschen Lyrikers Angelus Silesius aus dem 17. Jahrhundert auszudrücken: Er glaubt fest daran, dass „der Himmel in ihm“ sei.² Freilich ist für ihn – wie für alle Lebewesen – auch wichtig, das Überleben zu sichern. Dies ist bei unserem Fischer offensichtlich der Fall. Um sein Überleben zu sichern, muss er arbeiten, aber in Maßen.

Den völlig gegenteiligen Glauben verkörpert der Tourist. Er sucht das „gute Leben“ nicht im Inneren, sondern im Außen. In der Phantasie des Touristen würde sich das gute Leben für den Fischer dann einstellen, wenn er viel arbeitet, die Gewinne gut anlegt und ein immer größeres Unternehmen aufbaut. Anders ausgedrückt: Er würde seine Lebenszeit für die Produktion von immer mehr Tauschwerten verwenden, diese immer weiter investieren und so von der Funktionslogik des Kapitalismus profitieren. Denn wenn der Fischer Geld sparen kann und dieses im eigenen Unternehmen investiert, darf er erwarten, dass das investierte Kapital eine erkleckliche Rendite abwirft.

In der Phantasie des Touristen vollzieht sich also ein grundlegender Wandel: Aus dem einfachen Fischer wird ein Kapitalist. Angezogen von der Verlockung des Kapitals, das die leistungslose Vermehrung des Reichtums verspricht,

solle der Fischer seine freie Zeit opfern und mehr arbeiten. Als Lohn dafür erhielt er nicht bloß mehr Reichtum, sondern – und das ist das Besondere am Kapitalismus – auch noch eine zusätzliche Prämie für diesen Reichtum. Und wenn der Fischer dieses Opfer nur lange genug erbringen würde, dann könnte er irgendwann einmal so reich werden, dass er allein von den Reichtumsprämien leben könnte. Er selbst müsste dann nicht mehr arbeiten und könnte zu Frieden in der Sonne liegen.

Der Tourist steht also für einen ganz anderen Glauben: Er glaubt, dass sich das „gute Leben“ dann einstellen wird, wenn wir viel haben und mehr investieren als konsumieren. Das Glück kommt bei ihm von außen. Freilich ist für diese Lebensweise ein Opfer zu erbringen. Wir müssen viel arbeiten, uns bei der Arbeit der Logik der Tauschwertmaximierung unterwerfen und auf den Konsum des Erwirtschafteten verzichten. Wir sehen also: Trotz des Reichtums erbringt unser Fischer-Kapitalist einen großen Verzicht. Er verzichtet auf Zeit, um mit sich selbst in gutem Kontakt zu stehen; er verzichtet auf Zeit für seine FreundInnen, für seine Selbstentfaltung, für seine Kinder. Er mag materiell reich sein, aber arm an Beziehungen, Leidenschaften und schönen Augenblicken.

2 Die Durchsetzung der Reichtumsprämie

Der Tourist ist in den Bann des Geldes geraten. An eben diesem Gelde wurde im ausgehenden Mittelalter eine fundamentale Regeländerung vorgenommen, die den Beginn des kapitalistischen Zeitalters markiert, jenem historisch einzigartigen System, in welchem die endlose Akkumulation von Kapital höchste Priorität genießt.³ Kapital wiederum bezeichnet alle Gegenstände und Leistungen, die Tauschwert haben. Gemessen wird der Tauschwert in Geldeinheiten.

Nach Wallerstein ist weder die Produktion für den Markt noch das Lohnarbeitsverhältnis das wesentliche Charakteristikum für den Kapitalismus. Konstitutiv für den Kapitalismus ist die permanente Vermehrung von Geld- und Werteinheiten. Formal kann das Wesen des Kapitalismus

so beschrieben werden: Aus Geld (G) wird Ware (W), um dann in mehr Geld (G') verwandelt zu werden. Karl Marx hat diese Grundlage des Kapitalismus in der Formel $G-W-G'$ zusammengefasst: „Die allgemeine Formel des Kapitals ist $G - W - G'$; d.h. eine Wertsumme wird in Zirkulation geworfen, um eine größere Wertsumme aus ihr herauszuziehen.“⁴ Diese Formel wurde im Spätmittelalter etabliert und startete dann in der Neuzeit ihren Siegeszug. Aus einer Tauschwirtschaft ($W-G-W$) wurde eine kapitalistische Wirtschaft ($G-W-G'$ und sogar $G-G'$).

Um zu verstehen, wie der Kapitalismus seinen Siegeszug antreten konnte, muss man das Wesen der Grundbausteine des Kapitalismus – also Geld und Ware – verstehen. Wie kam es zu dieser fundamentalen, entscheidenden Regeländerung?

Lange Zeit war es gesellschaftlich verpönt, aus dem Verleih von Geld ein Einkommen zu erzielen. Schon bei Aristoteles heißt es: „Denn zum Geld kam es des Umsetzens willen; der Zins jedoch vermehrt dieses selbst. (...) Demnach ist diese Art des Kapitalerwerbs die, die am meisten der Natur zuwiderläuft.“⁵ Für das Judentum, Christentum und den Islam galt grundsätzlich das biblische Zinsverbot, das in Europa bis ins ausgehende Mittelalter auch im Wesentlichen eingehalten wurde. Demnach war es verboten, für den Verleih von Geld Einkommen zu verlangen. Die fundamentale Kritik an den Zinsen war, dass hierbei jemand für die Tatsache, dass Zeit vergehe, Einkommen erhalte. Weil die Zeit Gott gehöre, sei das Zinsnehmen ein Diebstahl an Gott. Beispielsweise hat Thomas von Aquin (1225-1274) eine klare Unterscheidung getroffen und am Zins nur jene Teile kritisiert, die das so genannte Äquivalenzprinzip verletzen. Demnach hielt er es für legitim, für die Vermittlung von Geldgeschäften oder für die Absicherung gegen Kreditausfall (Versicherungsprämie) eine Entschädigung zu verlangen. Er hielt es aber für eine Verletzung des Äquivalenzprinzips, wenn jemand für das reine Verleihen von Geld eine Prämie verlangte.⁶

Weil im ausgehenden Mittelalter das Angebot an Geldmaterial (Silber, Gold) knapp war und die Nachfrage – aufgrund der sich entfaltenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung – stieg, wurde der

Druck immer größer, einen Preis für das Verleihen von Geld zu verlangen. Gegen den Widerstand der kirchlichen Autoritäten konnte sich der Zins (Reichtumsprämie) etablieren.

Ich halte heute den Begriff „Reichtumsprämie“ treffender als „Zins“. Aus zwei Gründen:

- Zum einen glaube ich wie Thomas von Aquin, dass es legitime Teile des Zinses gibt: Versicherungsprämie, Vermittlungsgebühr und Inflationsausgleich.
- Zum anderen glaube ich, dass die leistungslose Vermehrung von Kapital schon weit über die (Spar-)Zinsen hinausgeht. Die durchschnittliche Reichtumsprämie lag im ausgehenden Mittelalter bei durchschnittlich 30 Prozent⁷ und hat in den letzten 300 Jahren einen realen Wert von 4-7 Prozent angenommen.⁸ Weil die Kritik der Leistungslosigkeit der Kapitalvermehrung gilt, ist es nicht ausreichend, nur die Zinsen zu kritisieren, die ja nur einen Teil des Problems darstellen.

Mit der Etablierung des Zinses (bzw. der Reichtumsprämie) wurde am Grundbaustein Geld eine fundamentale Änderung vorgenommen. Fortin war es möglich, Einkommen zu erhalten, ohne dafür eine Leistung zu erbringen. Man braucht seither Geld nur verleihen. Aus G-W-G wird G-W-G'. So wurde aus Geld Kapital. Die Veränderung der Geldwelt hat sich dann rasch auf die Warenwelt übertragen. Auch WarenbesitzerInnen haben in der Folge begonnen, auf ihre eingesetzten Tauschwerte einen Aufschlag zu berechnen, nämlich den internen Zinssatz.

Die Auswirkungen dieser Regeländerung, also der Überwindung des Zinsverbotes – oder anders ausgedrückt der Etablierung der Reichtumsprämie können gar nicht genug überschätzt werden.

3 Geld als Kommunikationsmittel

Geld ist ein ökonomisches Zahlungsmittel und auch ein gesellschaftliches Kommunikationsmittel, das in der Neuzeit – durch die inhärente Dynamik des sich ständig vermehrenden Geldes – immer wichtiger wurde. Folglich haben die Veränderungen im Grundbaustein Geld unmittelbare Auswirkungen auf das Zusammenleben der Menschen. Hierzu ein kleines Gedankenexperiment:

- Stellen Sie sich vor, Sie leben in einer nicht-kapitalistischen Gesellschaft. Wenn Sie in dieser Gesellschaft ihren Nachbarn berauben und ihm z.B. ein wertvolles Schmuckstück wegnehmen, haben Sie einen materiellen Nutzen, nämlich das Schmuckstück. Weil Menschen soziale Wesen sind, haben sie bei unsozialem Verhalten auch soziale Kosten zu tragen: schlechtes Gewissen, Angst vor Aufdeckung des Raubs, Angst vor Vergeltung, geringeres Vertrauen in der Dorfgemeinschaft, usw. Der entscheidende Punkt ist: Ihr materieller Nutzen durch den Raub wird nach zehn, nach 20, nach 30 Jahren noch immer gleich viel wert sein. Der Wert bleibt konstant. Angenommen Sie könnten alle materiellen und immateriellen Nutzen- und Kostenelemente richtig berechnen, dann müsste der Wert des Schmuckstücks sehr hoch und die sozialen Kosten sehr gering sein, damit der Diebstahl für Sie lohnend ist.

- Und nun – zweitens – stellen Sie sich vor, Sie leben in einer kapitalistischen Gesellschaft. Sie werden die gleichen sozialen Kosten haben: schlechtes Gewissen, Angst, Einschränkung der Beziehungsqualität, usw. Aber Ihr materieller Gewinn wird ein ganz anderer sein. Wenn Sie das Schmuckstück verkaufen und veranlagen, erhalten Sie nach 30 Jahren – bei 10prozentiger Verzinsung – den 19fachen Wert des Schmuckstücks. (Bei 30 Prozent wäre es der 2.620fache Wert.) Angenommen, Sie könnten nun wieder alle Nutzen- und Kostenelemente richtig berechnen: In einer kapitalistischen Welt müsste der Tauschwert eines Schmuckstücks gar nicht mehr so groß sein. Durch die Reichtumsprämie würde es sukzessive an Wert dazulegen.

Nicht alle Menschen werden zu rauben beginnen, wenn sie dafür hohe Prämien erhalten. Aber in Gesellschaften, die ein solches Belohnungssystem haben, wie es für den Kapitalismus systemimmanent ist, wird mehr Raub zu beobachten sein. Ohne selbst eine Leistung zu erbringen, wird das veranlagte Goldstück – oder die Aktie oder der Euro – mehr. Diese Logik übt auf alle Menschen eine Anreizwirkung aus, ihr Verhalten nach eben dieser Logik auszurichten.

Diese Regeländerung beim Geld hat das Zusammenleben der Menschen tiefgreifend verän-

dert. Dies kann man auch mit einem Blick in die europäische Geschichte nachweisen.

3.1 Ursprüngliche Akkumulation

Nach der Etablierung der Reichtumsprämie kam es in Europa vermehrt zu Raub und Diebstahl. In der europäischen Geschichte kann diese Phase deutlich nachgezeichnet werden. Karl Marx bezeichnete sie als „ursprüngliche Akkumulation“. Es ist die Phase, in der privilegierte Menschen begannen, ihre Grundstücke einzuzäunen, bisheriges Gemeineigentum („Allmende“) zu privatisieren („privare“ = berauben) und viele BäuerInnen von ihren Ländereien zu vertreiben. Der englische Staatsmann Thomas Morus beschrieb in seiner „Utopia“ (aus dem Jahr 1515) die menschlichen Tragödien, die dies zur Folge hatte: „Die Schafe, einst so sanft und genügsam, sind wild und raubgierig geworden, dass sie sogar Menschen fressen, Felder, Gehöfte und Dörfer verwüsten und entvölkern. Denn überall, wo feinste Wolle erzeugt wird, sind Edelleute und Äbte nicht mehr mit den jährlichen Einkünften und Erträgen zufrieden, die ihren Vorgängern aus den Landgütern erwachsen. Die Wolle bringt ihnen viel höheren Gewinn als das Korn. So verwandeln sie das Ackerland in Viehweiden, die sie einhegen.“⁹

Die Mutation am Kommunikationsmittel Geld setzte neue Anreize. Nun wurden „Felder, Gehöfte und Dörfer“ geraubt und ausgebeutet, weil die neue Form der Veranlagung unvorstellbar große Gewinne versprach. Während also auf der einen Seite die Reichen – völlig leistungslos – ihren Reichtum in unermessliche Höhen steigern konnten, wurden die Armen ihrer Produktionsmittel beraubt. Ihnen wurden die Felder und Gehöfte genommen. Die enteigneten BäuerInnen wurden – um mit Karl Marx zu sprechen – in das System der Lohnarbeit „hineingepeitscht, hineingebrennt, hineingefoltert“.¹⁰ Weil sie nach der gewaltsamen Beraubung keine andere Möglichkeit mehr hatten, sich den Lebensunterhalt anders zu verdienen, waren auch sie nun auf das Kommunikationsmittel Geld angewiesen. Subsistenzwirtschaft und Tauschhandel verschwanden mehr und mehr. An ihre Stelle trat

die Abhängigkeit von entfremdeter Lohnarbeit – zuerst auf den Landgütern und dann in den Fabriken.

3.2 Permanente Umverteilung

Die zweite offensichtliche Veränderung im Zusammenleben ist die, dass diese Reichtumsprämie zu einer ständigen Umverteilung von unten nach oben führt. Seit Etablierung der Reichtumsprämie können alle KapitalistInnen, einen prozentualen Aufschlag auf das veranlagte Kapital durchsetzen, wenn sie ihr Vermögen anlegen. Von der Reichtumsprämie profitieren also die KapitalbesitzerInnen. Dieser Aufschlag muss aber bezahlt werden. Bezahlt wird er im Kapitalismus von den KonsumentInnen, die beim Kauf eines jeden Produkts diesen Aufschlag, den die UnternehmerInnen als Kapitalkosten berechnen, bezahlen. Je höher die Kapitalintensität der Produkte ist, umso höher ist der Anteil der Kapitalkosten an den Preisen.

Um abschätzen zu können, wie hoch der Anteil der Kapitalkosten an den Preisen ist, ist die Arbeitseinkommensquote hilfreich: Diese besagt, wie groß der Anteil der Arbeitseinkommen (inkl. Unternehmensgewinne) am Volkseinkommen ist. Die Arbeitseinkommensquote beträgt in den entwickelten Staaten zwischen 70 und 80 Prozent; in Deutschland liegt sie bei 75 Prozent. Das heißt: 25 Prozent der Einkommen gehen als leistungslose Prämie an das Kapital. Jedes Produkt, das wir kaufen, muss im Preis diese Kosten abdecken. Das bedeutet: Statistisch zahlt jede/r Deutsche – von ihren/seinem privaten Konsumausgaben – rund 5.000 Euro im Jahr für die Bedienung der Reichtumsprämie. Auch der Staat zahlt für seine Leistungen diese Prämie. Wird dieser Staatsanteil hinzugerechnet, so kommt man auf einen Betrag zwischen 7.000 und 8.000 Euro, den ein/e durchschnittliche/r Deutsche/r über die Konsumausgaben und Steuern zur Finanzierung der Reichtumsprämie beiträgt; die ärmeren etwas weniger, die reicheren etwas mehr. Man braucht also ein beträchtliches Vermögen, um ein höheres Kapitaleinkommen zu erhalten als man selbst zur Finanzierung dieser Reichtumsprämie beiträgt. In etwa gilt: Die reichsten 10 Prozent der

Bevölkerung profitieren von diesem System, die große Mehrheit zählt zu den VerliererInnen.

Der fundamentale Konflikt einer kapitalistischen Gesellschaft verläuft also nicht zwischen ArbeiterInnen und UnternehmerInnen – wie von vielen Linken noch heute betont wird –, sondern zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen einerseits und KapitalistInnen andererseits, zu denen freilich auch ProduzentInnen und KonsumentInnen in dem Umfang gehören, in dem sie Aktien besitzen und Dividenden beziehen und/oder Zinsgutschriften für Ihre Ersparnisse erhalten.

3.3 Geld als vermeintliche Quelle des Glücks

Aber kommen wir zu den nicht so offensichtlichen Auswirkungen des Kommunikationsmittels Geld. Warum hängen Menschen heutzutage so sehr am Geld? Warum halten die allermeisten von uns Arbeit, Beschäftigung und Konsum für die wahren Quellen des menschlichen Glücks? Warum liegen wir nicht wie der eingangs geschilderte Fischer in einem Fischerboot und genießen unser Leben, Reichtumsprämie hin oder her? Und warum propagiert heute kaum jemand noch die Muße als die wahre Quelle des Glücks, wie das noch Aristoteles getan hat? „Denn die Muße (...) ist der Angelpunkt, um den sich alles dreht. (...) Die Muße dagegen scheint Lust, wahres Glück und seliges Leben in sich selbst zu tragen.“¹¹ Muße dient ausschließlich der Zelebration ihrer selbst. Nur im zweckfreien Raum der Muße können Menschen – aus sich selbst heraus – über das Gute und Schöne im eigenen Leben und in der Gesellschaft reflektieren und es genießen.

In vorkapitalistischen Zeiten hatte Arbeit trotz aller Beschwerden der Existenzsicherung bei weitem nicht jenen Stellenwert, den sie heute hat. Arbeit war eine Tätigkeit, die man erledigen musste, um das Nötige zum Leben zu erwirtschaften. „Arbeit“ war weniger fremdbestimmt und normiert. Arbeitstage waren gespickt mit Ruhepausen und kannten nicht unseren modernen Zwang zur Pünktlichkeit. In den weniger arbeitsintensiven Teilen des Jahres wurde ohne-

hin recht unregelmäßig gearbeitet. Das konnte in „guten Zeiten“ am Ausgang des 14. Jahrhunderts bedeuten, dass viele nur 120 Tage im Jahr arbeiteten. Man genoss offensichtlich die arbeitsfreien Zeiten: „Unsere Vorfahren mögen nicht reich gewesen sein, aber sie verfügten über einen Überfluss an Muße.“¹²

Warum – könnte man sich fragen – haben die Menschen diese beschauliche und offensichtlich glückliche Welt der Genügsamkeit verlassen und sind im hektischen und ausbeuterischen Zeitalter des Kapitalismus gelandet? Zwei Faktoren spielen da meines Erachtens zusammen:

3.3.1 Anreizwirkung des Geldes verführt zum Arbeiten

Wir alle sind in eine Welt hineingeboren, in der sich schon seit Jahrhunderten die kapitalistische Regel entfalten konnte. Diese besagt: Kommen Sie zu so viel Tauschwerten wie nur möglich, denn diese werden sich von selbst vermehren. Diese Anreizwirkung gilt für alle Menschen, die in einer Gesellschaft leben. Sie gilt für ArbeiterInnen, UnternehmerInnen, KonsumentInnen, KapitalistInnen. Wie reagieren Menschen auf diese Anreizwirkung? Der Unterschied zwischen Kapitalismus und Nicht-Kapitalismus mag hilfreich sein, sich dies vorzustellen:

- In einer nicht-kapitalistischen Welt gilt als Regel G-W-G. Wer in dieser Welt viel und effizient arbeitet, wird auch zu bescheidenem Wohlstand kommen. Der Lohn der Arbeit kommt dem Arbeitenden zugute und ist dann höher als der Lohn jener Personen, die weniger arbeiten. Dieser materielle Wohlstand ist sicherlich nett und schön, aber wer sich ihn erarbeitet hat, hat dafür auch einen Preis bezahlt: Wer viel Zeit in der verzweckten „äußeren Welt“ verbringt, wird weniger Zeit für immaterielle Dinge haben: weniger Zeit für Muße, für Beziehungspflege, für den guten Kontakt zu sich selbst und für Kulturelles.

- Im Gegensatz dazu gilt in einer kapitalistischen Gesellschaft die Regel G-W-G'. Da geschieht eine Akzentverschiebung. Der Anreiz zu arbeiten und Reserven anzuhäufen ist höher. Wer hier nun viel arbeitet, erhält nicht nur den

Lohn seiner/ihrer Arbeit, sondern hat auch noch die Aussicht auf eine exponentiell wachsende Prämie, wenn das Erwirtschaftete nicht gleich verkonsumiert wird. Wenn es jemandem gelingt, viel und effizient zu arbeiten und einiges davon zu sparen, so wird das Ersparte mit der Zeit immer mehr. Bei Zinssätzen von 30 Prozent, wie sie im Mittelalter wegen sehr hoher Risiken häufig üblich waren, konnten Ersparnisse binnen 30 Jahren um mehr als das 2.600fache wachsen. Bei nur fünf Prozent vervielfacht sich ein Kapital in dieser Zeit. Die Folge davon ist, dass Menschen ob dieser Anreizwirkung mehr arbeiten werden. Und das bedeutet wiederum, dass sie weniger Zeit haben für Muße, Beziehungspflege, guten Kontakt zu sich selbst und die Entfaltung ihrer kulturelle Potenziale.

Verstärkt wurde diese Hinwendung zur Arbeit durch einen Zangengriff: Auf der einen Seite wirkte die besagte Anreizwirkung des modernen Geldes. Auf der anderen Seite wirkte die brutale Gewalt. Der Großteil der Bevölkerung wurde im Zuge der „ursprünglichen Akkumulation“ in blanke Not gestoßen. Die Landnahme durch das Kapital führte dazu, dass das neue Geld den Großteil der Menschen ihrer Existenzgrundlage (Produktionsmittel und Land) beraubte. Die ihrer Produktionsmittel beraubten Menschen verfügten über nichts anderes mehr als über ihre Arbeitskraft, die sie gegen Geld am Arbeitsmarkt feilbieten mussten. Geld verblieb für sie als einziges Mittel, um überhaupt noch überleben zu können. Menschen mussten und müssen noch immer – wenn sie überleben wollen – für Geld arbeiten und können dann für dieses Geld am Markt Waren kaufen. Wer nicht kaufen kann, verliert seine/ ihre Existenzgrundlage.

Das Zusammenwirken dieser beiden Faktoren hat dazu geführt, dass sowohl die Reichen also auch die Armen einen Anreiz bzw. Zwang hatten, viel mehr Zeit mit Arbeit zu verbringen; genauer: mit „abstrakter Arbeit“, also mit Tätigkeiten, deren oberstes Ziel es war, den Tauschwert der Produkte zu maximieren.

3.3.2 Anreizwirkung des Geldes führt zur Entfremdung

Dennoch bleibt die Frage, warum Menschen, die nicht völlig verarmt sind, so viel und intensiv arbeiten. Sie könnten sich ja auch – Anreizwirkung des Geldes hin oder her – mit einem beschaulichen Leben zufrieden geben, die Muße im Fischerboot genießen und Geld Geld sein lassen.

Dies kann anhand der von Carl Rogers begründeten humanistischen Psychologie und klientenzentrierten Psychotherapie verständlich gemacht werden. In einem ursprünglich 1964 erschienenen Artikel¹³ versuchte Rogers die Entwicklungsgeschichte von Kindern nachzuzeichnen. Demnach weiß ein frisch geborenes Baby sehr gut, was für es gut und was für es schlecht ist. Gut ist, was dem Organismus dient, schlecht ist, was den Organismus aus dem Gleichgewicht bringt. Rogers bezeichnete diesen Prozess als „organismischen Wertungsprozess“ („organismic valuing process“). Die einzige Quelle des Glücks liegt ausschließlich im Organismus des Babys. Das Baby muss darauf vertrauen, dass die Außenwelt, sprich die Bezugspersonen, auf seine Signale reagiert. Das einzige Kriterium für das eigene gute Leben ist in dieser Phase die Tatsache, ob die äußeren Einflüsse zur Selbstverwirklichung des Organismus beitragen oder nicht. Hunger ist beispielsweise schlecht, Nahrung ist so lange positiv, bis der Hunger gestillt ist. Wenn der Hunger gestillt ist, wird auch die zuerst so begehrte Muttermilch wieder ausgespuckt.

Im Kleinkind-Alter macht das Kind eine Entdeckung: Es nimmt wahr, dass es zusätzlich zur Befriedigung der organismischen Bedürfnisse eine zweite Quelle des Glücks bzw. Unglücks gibt, nämlich die Reaktion der anderen Menschen auf das eigene Verhalten. Wenn ein kleiner Junge seine Schwester an den Haaren reißt, wird das Ärger und Zurückweisung durch die Eltern nach sich ziehen. Das Kind fühlt, dass sich Zurückweisung durch die Bezugspersonen schlecht anfühlt und versucht solche Reaktionen zu vermeiden. Wenn ein kleines Mädchen schon früh zu sprechen beginnt, wird es Freude und Glück der Bezugspersonen erleben. Das Kind fühlt, dass sich Anerkennung und Zugehörigkeit zur Gemein-

schaft gut anfühlen. Also wird es versuchen, ein solches Verhalten an den Tag zu legen. Ein Kleinkind lernt also, dass die zweite Quelle des Glücks davon abhängt, wie es sich selbst verhält. Wenn es den Erwartungen der Bezugspersonen entspricht, bekommt es Anerkennung und Wertschätzung. Andernfalls erfährt es Ablehnung und Missfallen.

Auf diese Art und Weise lernt das Kleinkind die Erwartungshaltungen der „äußeren Welt“ kennen. In unseren westlichen kapitalistischen Gesellschaften haben sich Werte und Normen etabliert, die mit der Logik der Reichtumsprämie kompatibel sind: Arbeit ist gut, Pünktlichkeit ist gut, Disziplin ist gut. Viel Geld zu verdienen, ist für viele Menschen in unserer Gesellschaft das höchste Gut. Umgekehrt sind viele inneren Regungen wie zum Beispiel sexuelle Wünsche meist schlecht, auch Müßiggang und Ungehorsam sind schlecht. Kinder werden in unserer kapitalistischen Gesellschaft in ein starres Konzept von äußeren Erwartungen hineingepresst. Dies hat zur Folge, dass viele Erwachsene den Kontakt zu ihrem „organismischen Wertungsprozess“ verloren haben. Sie sind gar nicht mehr fähig, ihre eigenen, organismischen Werte (ihr „Selbst“) wahrzunehmen. Es wird nur noch getan, was die „äußere Welt“ erwartet.

Carl Rogers glaubte, dass dieser Befund für die meisten Menschen unserer Gesellschaft zutrifft. Sie haben äußere Werte übernommen und betrachten diese mittlerweile als ihre eigenen Werte. Häufig liegen diese äußeren Werte aber in Widerstreit zu ihren eigenen Gefühlen, zum organismischen Wertungsprozess. Menschen halten an diesen äußeren Werten fest, weil sie Angst haben, dass sie – in der real existierenden Gesellschaft – Liebe und Anerkennung ihrer Mitmenschen verlieren, wenn sie sich nicht nach diesen Normen verhalten. Die damit verbundene Unterdrückung des organismischen Wertungsprozesses führt zu inneren Spannungen, die ins Unterbewusste abgedrängt werden. Ängste, Überbelastung, Unsicherheit und Erkrankungen sind die Folge.

Das Tragische unserer Zeit ist: Wenn das „innere Selbst“ nicht einmal mehr wahrgenommen wird, dann vergessen Menschen, dass es – neben

Arbeit und Konsum – eine noch viel ergiebigere Quelle des Glücks gäbe. Dies hat auch dramatische Auswirkungen für das Zusammenleben. Denn wenn wir losgelöst von unserem „inneren Selbst“ agieren, wird unser Verhalten rollenhaft. Wir spielen Rollen, weil wir glauben, dass es die anderen erwarten. Authentische Begegnungen können in einer solchen Welt nur schwerlich stattfinden. Die gute Nachricht ist aber: Rogers glaubte fest daran, dass der Zugang zum Selbst zwar verschüttet sein kann, aber dass es jedem Menschen möglich ist, diesen Zugang wieder zu finden. Er hielt ihn für den Schlüssel zu einem wahrhaft guten Leben.

3.4 Neues Glaubens- und Institutionengefüge

So wie sich die Reichtumsprämie gesellschaftlich durchgesetzt hatte, musste zwangsläufig das etablierte Glaubenssystem ins Wanken kommen, denn die Anreizwirkung der Reichtumsprämie verlangte nach einem spezifischen Verhalten. In der Neuzeit wurde ein völlig neuer Wertekatalog entwickelt, der in Einstimmung mit dieser Logik steht.

- Wenn Arbeit langfristig die einzige Quelle der Wertvermehrung ist, dann muss sie geachtet und verehrt werden. Und genau das passierte mit der bis dahin geächteten Arbeit. Die protestantische Ethik¹⁴ sprach die Arbeit heilig.¹⁵
- Wenn die neue gesellschaftliche Regel dazu anhielt, nicht zu teilen, dann musste Habgier zu einem neuen Wert werden. Solidarität und Nächstenliebe hatten da wenig Platz, denn es galt die Logik: Wer seinen Reichtum für sich behält („Habgier“), erhält auch die leistungslosen Prämien der Zukunft. In moderne Sprache gesetzt, heißt es dann: „Geiz ist geil!“
- Wenn die moderne gesellschaftliche Regel die Belohnung für jene erhöht, die etwas effizienter, etwas schneller, etwas smarter sind, dann muss die Konkurrenz positiv bewertet werden. Es galt freilich schon immer: Wer leistungsfähiger ist, erzielt größere Gewinne. Aber im Kapitalismus werden diese Gewinne mit einer exponentiell steigenden Prämie versetzt. Die Folge davon ist, dass Konkurrenz und Gewinnstreben im Kapita-

lismus in viel höherem Ausmaß ausgeprägt sind als noch in früheren Zeiten. Ideen wie Konkurrenz und Kampf ums Überleben werden in einem solchen Umfeld gesellschaftlich en vogue.

- Im Sinne der Reichtumsprämie wurden auch neue Institutionen geschaffen, die in grundsätzlichem Einklang mit der Logik der Reichtumsprämie stehen:
- Es wurden überall auf der Erde bürgerlich-kapitalistische Staaten geschaffen. In erster Linie haben sie die Aufgabe, die Eigentumsrechte abzusichern und das Geld- und Gewaltmonopol des Staates zu sichern.
- Es wurden Bildungseinrichtungen geschaffen, die sich vor allem als Ausbildungsstätten für den Nachwuchs an Humankapital verstehen. Kapitalistische Tugenden wie Pünktlichkeit und Disziplin werden erlernt. Nicht das eigene Selbst gilt es dort zu entfalten, sondern die jungen Menschen sollen in Schulen und Universitäten für den Arbeitsmarkt zugerichtet werden. Ausnahmen bestätigen die Regel.
- Es wurde ein Gesundheitssystem geschaffen, das sich vor allem als Reparaturwerkstatt für Humankapital versteht.
- Es wurden Städte, Wohnsilos und Straßen gebaut, deren konkrete Form sich zuallererst dem Kapitalinteresse unterzuordnen hatte. Viele Menschen finden sich als vereinzelte Arbeitsmonaden in einer sinnentleerten Welt wieder.

4 Schlussfolgerungen

1.: Das Außer-Kraft-Setzen des Zinsverbotes soll als gesellschaftliche Regeländerung verstanden werden. Der entscheidende Punkt ist, dass es bis dahin nicht möglich war, den Reichtum leistungslos zu vermehren. Nach der Außer-Kraft-Setzung des Zinsverbotes war das Tor geöffnet für die leistungslose Vermehrung des Reichtums. Heutzutage können Vermögen leistungslos mit einer Prämie von real ca. 4-7 Prozent vermehrt werden. Diese Regeländerung hat das Zusammenleben fundamental verändert.

2.: Passend zur neuen Regel wurde über die Jahrhunderte ein Werte- und Normensystem entwickelt, das kompatibel zur neuen Regel von G-W-G' oder gar G-G' ist. Gesellschaft-

liche Werte und Institutionen wurden nach und nach der Logik der Reichtumsprämie angepasst.

3.: Nach einigen Jahrhunderten Kapitalismus ist das System in mehrfacher Hinsicht instabil geworden:

- Das System der Kapitalakkumulation verlangt nach immer mehr Rohstoffen, deren Menge aber endlich ist. Vor allem bei den fossilen Energieträgern stoßen wir an Endlichkeitsgrenzen.
- Das System der Kapitalakkumulation produziert immer mehr Emissionen und Müll, die ob ihrer großen Menge mittlerweile existenzbedrohend für die Spezies Menschen werden.
- Die Regel von G-W-G' bzw. G-G' bedeutet auch, dass Einkommen von der breiten Masse zu den Reichen umverteilt werden. Die materielle Ungleichheit nimmt also permanent zu.
- Das System der Kapitalakkumulation ist in sich instabil. Weil die Wachstumsrate des Kapitals in aller Regel größer als jene der Gesamtwirtschaft ist, findet das Kapital in der Realwirtschaft immer weniger rentable Veranlagungsmöglichkeiten. Also weicht es zwangsläufig in virtuelle Blasenbildungen aus.

4.: Die kapitalistische Regel hat ein ‚verkehrtes‘ Anreizsystem für menschliches Verhalten etabliert. Es führt dazu, dass die Quelle des gutes Lebens oder der Glückseligkeit im Kapitalismus vom Inneren ins Äußere wandert. Oder anders ausgedrückt: Der Mensch ist an sich kein „homo oeconomicus“, aber er soll im Sinne der Kapitalakkumulation zu eben einem solchen werden.

5.: Theoretisch ist eine Regeländerung leicht vorstellbar. Man müsste bloß das Geld, d.h. die Tauschwerte mit einer Steuer belegen, die gleich hoch ist wie die Wachstumsrate des Kapitals. Das wäre in Form einer Vermögenssubstanz- oder in Form einer Geldsteuer möglich. (Letzteres ist gleichbedeutend mit einer „Geldumlauficherung“ oder mit „Freigeld“.)

6.: Geld ist auch eine sehr persönliche Frage. Es stellt jeden Menschen ganz direkt vor die Frage, woran sie/er nun wirklich glaubt. Glaubte man daran, dass das Glück in Geld, Arbeit und Konsum liegt? Oder glaubte man, dass das Glück in einem selbst und in der gelingenden Beziehung zu den Mitmenschen liegt?

Durch das neuzeitliche geldwirtschaftliche Regelwerk sind die Ordnung der Welt und auch die innere Ordnung der einzelnen Menschen aus der Balance geraten. Für die Erhaltung der Welt braucht es daher zwei Ansatzpunkte: Erstens die ganz persönliche Lösung aus dem Bann des Geldes, um das „innere Selbst“ als wahre Quelle des guten Lebens wahr- und ernst zu nehmen, und zweitens eine gesellschaftliche Regeländerung in Gestalt einer Geld- oder Vermögenssubstanzsteuer, die die Welt aus dem Bann des Geldes und aus den Sachzwängen befreit, die das Verhalten der Menschen in falsche Richtungen leiten, so dass sie ihre eigene Existenz und die Existenz ihrer natürlichen Mitwelt gefährden.

Literatur

- Thomas von Aquin (1265-1273/1953): Summa theologica, Albertus-Magnus-Akademie Walberberg bei Köln (Hrsg.), Heidelberg/München und Graz/Wien, Salzburg.
- Aristoteles (1989), Politik (dt. Übers. von Franz F. Schwarz), Stuttgart.
- Heinrich Böll (1985): Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral, in: Klaus Zobel: Textanalysen – Eine Einführung in die Interpretation moderner Kurzprosa, Paderborn, S. 180-186.
- Credit Suisse (2013): Return Yearbook 2013, Zürich.
- Johannes Fried (2008): Zins als Wucher; in: Jacques Le Goff: Wucherzins und Höllenqualen – Ökonomie und Religion im Mittelalter, Stuttgart, S. 134-174.
- Paul Lafargue (1880/1988): Das Recht auf Faulheit – Widerlegung des „Rechts auf Arbeit“ von 1848, Ludwigshafen.
- Karl Marx & Friedrich Engels (1867/2007): Werke, Band 23 („Das Kapital“, 1. Band), Berlin.
- Karl Marx & Friedrich Engels (1894/2007): Werke, Band 25 („Das Kapital“, 3. Band), Berlin.
- Thomas Piketty, Capital in the Twenty-First Century, Harvard 2014
- Markus Pühringer (2013): Im Bann des Geldes – Eine Anleitung zur Überwindung des Kapitalismus, Wien.
- Carl Rogers (1964): Toward a Modern Approach to Values – The Valuing Process in the Mature Person, in: Journal of Abnormal and Social Psychology, Vol. 68, p 160-167.
- Juliet Schor (1991): The Overworked American – The Unexpected Decline of Leisure, New York.
- Jeremy J. Siegel (1999): The Shrinking Equity Premium, in: The Journal of Portfolio Management, vol. 26, 1, S. 10-17.
- Angelus Silesius (1675/1985): Der Cherubinische Wandersmann, Stuttgart.
- Immanuel Wallerstein (2004): World System Analysis – An Introduction, Duke University Press.
- Max Weber (1920/2004): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, München.

Anmerkungen

- 1 Heinrich Böll, Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral, in: Klaus Zobel: Textanalysen – Eine Einführung in die Interpretation moderner Kurzprosa. Paderborn 1985, S. 180-186.
- 2 Angelus Silesius: „Halt an, wo läufst du hin, // der Himmel ist in dir: // Suchst du Gott anderswo, // du fehlst ihn für und für.“, in: Der Cherubinische Wandersmann, Stuttgart 1985: I, 82.
- 3 Wallerstein, Immanuel: World System Analysis – An Introduction. Duke University Press, 2004, S. 24ff.
- 4 Karl Marx, Friedrich Engels: Werke Band 25 („Das Kapital“, 3. Band), Berlin 2007, S. 51.
- 5 Aristoteles, Politik. Stuttgart 1989, S. 98.
- 6 Thomas von Aquin: Summa theologica, Albertus-Magnus-Akademie Walberberg bei Köln (Hrsg.), deutsche Übersetzung von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Österreichs; Heidelberg/München und Graz/Wien, Salzburg 1265-1273/1953, S. II, quaestio 78.
- 7 Johannes Fried: Zins als Wucher; in: Le Goff Jacques: Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter, Stuttgart 2008: 138.
- 8 Vgl. Credit Suisse: Return Yearbook 2013, Zürich 2013 bzw. Jeremy J. Siegel: The Shrinking Equity Premium, in: The Journal of Portfolio Management, vol. 26 (1999), 1: 10-17.
- 9 Thomas Morus: Utopia, Stuttgart 2003, 27f.
- 10 Karl Marx & Friedrich Engels: Werke Band 23 („Das Kapital“, 1. Band), Berlin 2007, S. 765.
- 11 Aristoteles: Politik, Stuttgart 1989: 1337b.
- 12 Schor, Juliet: The Overworked American – The Unexpected Decline of Leisure, New York 1991, S. 41.
- 13 Carl Rogers: Toward a Modern Approach to Values – The Valuing Process in the Mature Person, in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 1964, Vol. 68, p. 160-167.
- 14 Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, München 2004.
- 15 Paul Lafargue: Das Recht auf Faulheit – Widerlegung des „Rechts auf Arbeit“ von 1848, Ludwigshafen 1988.

Vor der nächsten Finanzkrise?

„Vieles an den Finanzmärkten in Europa und vor allem in den USA erinnert an die irren Jahre 2006 und 2007, die Jahre vor dem großen Crash. ... Alles ist wieder da, in Dimensionen, die teils die der Boomjahre übersteigen. ...“

Die Welt ertrinkt in einer Flut von Geld. Die Zinsen liegen nahe null. Banken, Investoren und Privatanleger suchen ständig nach Anlagemöglichkeiten, die ihnen wenigstens ein paar Prozentpünktchen Rendite bieten. Ihre Bereitschaft, größere Risiken einzugehen, steigt jeden Tag. ... Die Flut steigt.“

Arne Storn, Als gäbe es kein morgen, in: Die ZEIT Nr. 3/2014, S. 22.